Breslauer Beobachter.

№ 43. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. **1845.**

Sonntag, den 16. März. — Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: **Buchhandlung von Heinrich Richter**, Albrechtsstraße Nr. 6.

Ein zweiter Joseph.

Die Welt und namentlich die Männerwelt ist lange noch nicht so verderbt, als finstere Moralprediger sie gern machen möchten, und besonders ist der junge, gewiß vielen bekannte Künstler Fausthoch das Musterbild eines ordentlichen, soliden und keuschen Mannes. Folgende Scene giebt dazu den vollständigsten Beweis.

Künstler Fausthoch kommt neulich Abends aus dem Theater, wo eben der Artesische Brunnen gegeben worden ist, und wo er einen Gallerie-Stehplatz eingenommen hat, denn seine Mittel erlauben ihm das. — An der Ecke des Inquisitoriats begegnen ihm zwei weibliche Gestalten, deren eine ihn mit süßem Lispeln frägt:



„Um Entschuldigung, verehrtester kleiner Herr, wir sind fremd und haben uns verirrt, können Sie uns nicht sagen wo die Schuhbrücke ist?"

Wüthend über diesen vermeintlichen Angriff auf die Lauterkeit seiner Sitten, nimmt er eine imponirende Stellung an, und ruft:

„Hebet Euch von mir, verfluchte Nachtgespenster! Gleich wie Joseph der buhlerischen Potiphar, so entflieh' auch ich Euern lockenden Künsten, denn ich habe schon manche traurige Erfahrung mit Euch niederträchtigen Frauenzimmern gemacht." —

Und er entfloh, und als er zu Hause kam rief er triumphirend: „Wohl mir, ich habe der Versuchung widerstanden wie ein Mann!"

Das Seeräuberschiff.

(Fortsetzung.)

Sie selbst nahm bei dem russischen Fürsten Platz schaute ihm mit ihren brennenden Augen gar keck und verliebt in's Antlitz und sprach in recht gutem Französisch: „Es thut einem ordentlich recht wohl einmal wieder unter honnêtes gens zu sein! Ich bin die Tochter eines Ludwigs-Ritters. Er zeugte mich mit der Kammerjungfer seiner Mutter, die als Hofdame der exilirten Königsfamilie folgte und war ignoble genug, mich auf den Kutscher taufen zu lassen. Als Ziehkind ward ich erzogen. Mit zehn Jahren war ich Tänzerin im Kinderchor des Boulevard de temple, mit funfzehn Schauspielerin des Gaieté-Theaters. Hier entführte mich ein englischer Seeoffizier, er nahm mich mit und mein Herz blutete bei Abukir, denn die Französin vergißt ihres Vaterlandes nie. Mit meinem Geliebten war ich später in Indien. Dort lernte ich den Tanz und die Künste der Bajaderen und als er starb, nahm mich ein Nabob, bei dem ich wie eine Fürstin lebte. Er ward von seinen Verwandten gestürzt. Die Weiber seiner Nation wurden, soweit sie seine Favoritinnen waren, verbrannt, wir andern sollten in Säcken ersäuft werden. Ein englischer Bedienter, der Renegat geworden, rettete mich. Wir kamen nach Calcutta, von dort nach Europa. Mein Herr nahm Dienst, ward in Neapel gefangen, und ich mit ihm. Nun nahmen wir französische Dienste; ich ward Marketenderin, war mit Massena in Italien, mit Napoleon bei Austerlitz und Jena, zog in Berlin ein, lebte herrlich und in Freuden in Wien. Dort ward ich nach dem Tode meines Freundes die Geliebte eines Verpflegungs-Offiziers. Er beschenkte mich mit einem Jungen und lief mit der Kriegskasse zum Teufel. Sie haben ihn eingeholt und erschossen. Ich kam nach Paris zurück. Ein schlechter Mensch, dem ich die Hand bot, als er arm war, lief mit meinem Gelde davon, desertirte zu den Oesterreichern und ist dort gehenkt worden. Nun wurde ich Schenkerin im Caf ee des sauvages, heirathete einen Marqueur vom grünen Tisch, den der Teufel einmal ritt, daß er mitsetzte, verlor und in der Verzweiflung ersäufte er sich. Der Muth verließ mich nicht; ich fand Credit, legte diese Bude an und habe viele Bekanntschaften. Große Herren besuchen mich und manches Grisettchen ist durch mich zur hohen Frau geworden. — Sie wollen," sprach sie weiter, „Paris in seinem Volksleben kennen lernen, suchen die Hefe nur in den Pennen. O, man kann sie überall finden und Gemeinheit der Gesinnung ist in den Salons wie in der schmutzigen Taberne und die wunderschöne Tänzerin der großen Oper eben so feil, als die des Boulevard's, wenn man nur den Preis zu finden weiß. Ich sehe, wir sind bald an Ort und Stelle. Ich werde Sie einführen, aber Sie dann verlassen. Der Baron von R. — ich verschweige seinen Namen — hoch accreditirt bei seinem Hofe und ein Muster der haute volé der Salons, an eine reiche Medusa vermählt, will sich in den Armen einer Grisette entschädigen und ich muß ihm das Blümchen präsentiren. Ist die Kleine klug, macht sie ihr Glück, denn der Herr Baron verschwendet wie ein Nabob. Ei, wir sind nun da, ich gehe voran, Sie folgen mir. Jede unserer Pennen hat drei Abtheilungen, die erste für das gemeine Volk die zweite für die grauen Sünder, die nicht erkannt sein wollen; die dritte ist für die Auserwählten und zur allgemeinen Unterhaltung. Ein Louisd'or pro Person eröffnet sie. Hüten Sie sich vor Naserümpfen und Spott. Sie sind unter Franzosen und überall trägt dieser seinen Stolz mit sich."

Der Wagen hielt in einer engen Gasse, Madame stieg aus, ging voran und die anderen folgten.

Wir sehen also unsere Freunde in einem jener Pariser Keller, wo die Hefe von Paris, aber auch mancher abgelebte Wollüstling und Suitier nach des Tages Mühen oder Langeweile seine Orgien feiert.

Die Gesellschaft war dießmal auch in der Abtheilung der Geweihten gemischt. Hier erzählte man mit beredtem Munde die Siege, die man über Polizeisoldaten errang, hier die pfiffige List der Gauner und der Verstellungskunst reiche Ernten. Einige Bowlen Punsch, die die neu Eintretenden durch den Valet des Gamins zum Besten gaben, (der für seine Begleiter gut sagte und hier in gar großen Ehren stand, da er als Polizeisoldat manchmal das Auge zugedrückt und manchen durchgelassen hatte, auch in einer spätern Periode seines Lebens, wo ihn die Polizei fortgejagt, selbst zur nobeln Gesellschaft gehört hatte) öffneten Mund und Herz und weß das Herz voll war, ging der Mund über. Zwei Personen waren es, die vor Allem Dr. Helfers Aufmerksamkeit fesselten. Ein dicker Irländer, den Tracht und Sprache als selbigen bezeichneten, und ein Engländer aus Walis. Beide radottirten französisch. Im Antlitz des Einen lagen alle Todsünden, in

dem des Andern Pfiffigkeit und Hinterlist. Dr. Helfer glaubte den Erstern irgendwo schon gesehn zu haben. Er ließ ihn nicht aus den Augen und doch hatte er für ihn etwas Unheimliches, Abschreckendes. Eine Flasche Champagner den der Dr. zum Besten gab, machte den früher tückisch Hinbrütenden gesprächig und er nahm an der allgemeinen Unterhaltung allmälig Antheil.

„Nun,“ rief Einer aus der Gesellschaft, ein Franzos, mit stechend schwarzen Augen und rabenschwarzem Haar, und jener Olivenfarbe des sonnverbrannten Angesichts, welche die entlassenen Galeerensträflinge bezeichnet. „Nun Shwips, erzähle uns auch etwas von Deinen Thaten, Du bist ein Irländer, und da heißt es in Deinem Lande wie das alte Lied sagt:

„Hoch ist der Galzen und tief ist die See.
Einer liegt unten und Einer in der Höh.“

„Dir sieht man es an, Du strebst nach dem Hohen. Jetzt sage uns, wo ward Dirs am heißesten, vor den Kugeln, die den Deserteur spediren oder unter dem Dreibein; der Dich nach Würden erhöhen sollte?“ —

„Schweig Boadich,“ antwortete dieser, „oder ich schmeiße Dir eins hinter die Ohren. Laß mir Zeit mich zu besinnen.“ Bei diesen Worten ergriff er die noch halb gefüllte Flasche und leerte sie, daß der Schaum am Munde herunterlief. „Jetzt erinnere ich mich. Hört!“

„Aus dem Gefängniß hob man mich zum Soldaten aus und statt der Reise nach der Verbrecherkolonie Südindiens, machte ich mit den Herrn in die Niederlande. Napoleon hatte Frankreich zurückerobert. Es juckte ihn in den Armen und er schlug aus. Bei Waterloo trafen wir ihn. Mir ging der Tag eben nicht schön auf. Ich hatte meiner Wirthin, einer dicken Käsemacherin, die Quittung für schlechtes Quartier, mit der Klinge auf den breiten Rücken geschrieben, daß sie da lag wie ein geprellter Frosch. Mein Hauptmann kam dazu, als sie schrie und jammerte. Er ließ mir 100 Streiche mit der Katze geben. Eben hatte ich den sechszigsten erhalten, da wirbelte der Generalmarsch; die übrigen wurden mir geschenkt, auf den blutenden Rücken mußte ich den Tornister, die Muskete in die Hand nehmen, und es ging zur Schlacht. Das war eine Qual! Vor mir das Feuer der Feinde, hinter mir das Feuer auf dem Rücken. Der aufwirbelnde scharfe Staub ließ uns nicht aus den Augen sehn und blind gingen wir auf die französischen Feuerschlünde. Was fallen sollte, fiel, wir wadeten im Blut. Des Kaisers Leibwächter zogen vor, eher zu sterben als zu fliehen. Ueber ihre Leichen stürmten wir. Unser Regiment bestand noch aus funfzig Mann. Ich mußte an diesem Tage kugelfest sein. Tornister und Patrontasche waren von Kugeln zerrissen; mich hatte keine getroffen und als der Abend kam und unsere Kanonen Victoria donnerten, that mir nichts so weh als mein Rücken. Aber durstig waren wir und hungrig, daß es ein Erbarmen war. So kamen wir in ein Landhaus auf dem Schlachtfelde. Hier war Reichthum und Glanz. Wir stürzten in die Unterstube. Erst sehen wir einen Verwundeten, den lassen wir liegen, dann gehts weiter. Da liegt eine schöne Frau im Wochenbett, vor ihr steht ein preußischer Feldarzt, auf dem Tische liegt die Börse; ich greife nach ihr und mein Kamerad will den Arzt, als er zur Vertheidigung seinen Krötenstecher ziehen will, würgen — da plagt der Teufel einen Unteroffizier der englischen Grenadiergarde, der die Marodeurs aufsucht, herzu zu kommen. Mir nimmt er das Geld, das ich schon in der Patrontasche hatte; doch läßt er mir einen Ring, der bei dem Gelde lag, den er nicht bemerkt hatte. Er säubert die Stube, wir gehn in das obere Stock, plündern; ein Licht, das wir von unten mitnehmen, leuchtete uns. Mir giebt's der Kamerad in die Hand und indem ich mich bücke, um eine Kommode auszuleeren, schmerzt mich mein Rücken; krümmend vor Schmerz erhebe ich mich, versehe es mit dem Lichte, komme an den Vorhang, er fängt Feuer, verbrennt mich gewaltig und heulend vor Schmerz stürze ich die Treppe hinab. Das Feuer ergriff die offene Patrontasche eines andern Kameraden, prasselnd fliegen die Patronen auf, zerschmettern Alles um sich her. Ich war schon hinaus und kam davon. Der Schreck ließ mich den Schmerz vergessen, und im Hospitale zu Lüttich, wohin man mich schaffte, heilte die Brandwunde. Den Ring, den ich erbeutet, behielt ich. Es ist nur ein einfacher Gold- und Trauring mit Namen und Inschrift, kaum 20 Franken werth, drum verkaufte ich ihn nicht. Ueber die Sache ist nun Gras gewachsen. Fände ich die schöne Frau wieder, der ich den Ring nahm, löste sie ihn vielleicht mit vielem Gelde ein; sie ist, wie ich später hörte, nicht mit dem Hause verbrannt.

„Zeig her den Ring,“ rief der Waliser. Es geschah. „Ha,“ rief jener plötzlich, „ich erkenne ihn, ein herrlicher Fund ist gethan. Vorher aber sprich: Ich theile mit Dir.“ „Halb Part!“ rief der schon halb trunkene Irländer. Dr. Helfer, der nun den Irländer erkannte, aber selbst nicht erkannt sein wollte, winkte dem Valet. Dieser bestellte Champagner und indem der Arzt dem Erzählenden, der nun der Flasche tüchtig zusprach, den Rücken zuwendete, sprach der Waliser durch den Rausch beredt gemacht. „Die schöne Frau, der der Ring gehört, lebt. Sie fand den Gemahl wieder und dieser genas von seinen schweren Wunden. Das Kind aber das sie auf dem Schlachtfelde geboren, ist nicht wieder gekommen. Alle Mühe es zu finden, war vergebens. Hohe Summen wurden geboten, aber es kam nicht. Der Vater hält es für verloren, das Mutterherz spricht hingegen: noch lebt es. Ich lernte die Dame kennen, als ich an den Küsten von Wales den Schleichhandel trieb. Sie ist gut und wohlthätig, aber ein Fluch lastet auf ihrem Hause, und wie es scheint, wird er forterben vom Vater zum Sohne. Lord Walladmor, ein alter Friedensrichter ließ einen jungen Schleichhändler henken. Die Mutter des Gehenkten schwur Rache. Dem Friedensrichter gebar sein Weib Zwillinge. Die rachsüchtige Mutter des Gehenkten raubt sie, Einen wirft sie in's Wasser, ihn wie einen jungen Hund zu ersäufen; den Andern verkauft sie an einen Kaperkapitän. Das Kind das ersaufen sollte, schwimmt ans Ufer, ein Hamburger Schiff, welches Wasser einnehmen wollte, findet es und nimmt es mit nach Deutschland. Dort findet es Pflegeältern und Erziehung, wird Soldat im Hannöverschen Dienst, avancirt und verläßt den Dienst unter dem Joch der Fremdherrschaft. Er kommt nach England, das Ohngefähr läßt ihn den, ob des Todes seiner Kinder trauernden Friedensrichter kennen lernen und sein und das Herz der schönen Nichte desselben gewinnen. Das andere Kind wird Seeräuber und Schleichhändler und das Schrecken von Wales, ein zweiter Rinaldo, schweift er in allen Gestalten umher, sieht bei einem Volksfeste des Friedensrichters schöne Tochter, verliebt sich in sie, Liebe macht tollkühn, er glaubt sich wieder geliebt, geht in die Falle, wird gefangen, verurtheilt, nur wie durch ein Wunder vom Galgen gerettet. Er eilt als Pirat nach Amerika. Der glücklichere Bruder wird des Fräuleins Gatte, tritt in den Dienst zurück, Glück und Ehre folgen seinen Schritten. Wellingtons Gunst erhebt ihn, und nach Jahren kinderloser Ehe als schon der Vater todt ist, sagt sein Weib: sie hoffe Mutter zu werden. Da ruft die Pflicht zum Kampf, das Weib folgt dem Gemahl, der als Oberster ins Feld zog. Als man schon einer Schlacht entgegen sah, ereilt sie ihre Stunde und Du Shwips, warst ihr eben kein willkommener Gevatter. Höre nun was ich meine. Das Kind des Schlachtfeldes mag nun todt sein oder nicht, wir wissen wie alt es ist. Wir schieben ein falsches unter. Der Ring, den Du fandest, macht die Mutter glauben, daß es das rechte sei. Groß wird unser Lohn, wenn es gelingt, und ein Kind von seinem Alter ist wohl zu finden. Louison! rief er der Wirthin zu, schaff uns einen Jungen, hübsch und klug, gewandt und pfiffig — das muß eine Komödie werden, ein Lustspiel ohne Gleichen, wenn uns der fallende Vorhang nicht die Schlinge um den Hals zieht!“

„Es gilt,“ rief der Irländer und der Handel war geschlossen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Ein qui pro quo.

Ich trat unter einen Laternenpfeiler, eine Notiz in meinem Taschenbuche zu lesen, als ich ein weißes Blatt zu meinen Füßen bemerkte. In der Meinung, es sei mir entfallen, hob ich es auf. Wahrhaftig — ein Billet doux. — „Mein theurer Julius! ich habe Dir Vieles mitzutheilen, was nur mündlich geschehen kann. Ich weiß, es ist gegen Sitte und Zartgefühl, einen Liebhaber zu einem so späten Rendezvous einzuladen, aber — — meine Liebe und mein Zutrauen zu Dir sind größer als alle Bedenklichkeiten. Meine Louise wird Dich um 10 Uhr an der Thür erwarten und zu mir führen. Mit Sehnsucht —

„Ist Ihnen gefällig mein Herr, meine Dame erwartet Sie“ —

Die niedliche Louise stand vor mir. Ohne Zweifel fand hier eine Verwechselung statt; ich war etwas bestürzt — als mir aber ein nochmaliges „kommen Sie, kommen Sie!“ zugeflüstert wurde, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ein Abenteuer zu verfolgen, das sich mir so zufällig in den Weg geworfen. Schlimm konnte die Geschichte keinen Falls werden, also — folgte ich in Gottes Namen der voraneilenden Verführerin. Nachdem sie mir auf der dunkelen Hausflur die Hand gereicht und mich zwei Treppen hoch hinaufgeführt hatte, öffnete sie eine Thür und nöthigte mich einzutreten. Die Töne des Piano verstummten, und bei dem schwachen Schimmer des letzten Mondviertels sah ich eine dunkel gekleidete Frauengestalt mir entgegen eilen. Ihre weiche Hand faßte die meine, ihre Lippen boten sich zum Kuß den meinen, und unter stummen Liebkosungen führte sie mich zum Sopha. Meine ganze Keckheit hatte mich plötzlich verlassen, ich folgte willenlos, und sann mit wirren Gedanken auf einen Plan, mich mit guter Manier aus der Affaire zu ziehen. So viel ich im Dunkeln wahrnehmen konnte, war die Dekoration der Umgebung reich und geschmackvoll, die Dame selbst, in dunkle Seide gekleidet, von schönem Wuchse und edlem Antlitz. Nach einer kurzen Pause faßte sie von Neuem meine Hand und begann: „Du schweigst Julius — bist Du böse? Du tadelst mich wegen eines Schrittes, welcher nach Deinen strengen Grundsätzen die Weiblichkeit verletzen muß. Ach verzeih mir. Ich hatte Dich so lange nicht gesehn — unser Schicksal für die Zukunft ist so ungewiß — ich liebe Dich so unendlich. — Mein Vormund, der mich so selten verläßt, ist auf mehre Tage verreist, und die Tante verläßt ihr Zimmer heute nicht mehr, — o sieh' nicht so finster — o sprich ein Wort der Liebe und“ —

Meine Lage war peinlich. Ich zitterte vor der Beschämung der Entdeckung, eine Katastrophe, die nur wenige Augenblicke entfernt sein konnte, und hatte überdem noch die angenehme Aussicht auf ein Pistolen-Duell, wenn der wirkliche Geliebte, wie ich keinen Augenblick zweifeln durfte, ein Kavalier, eintreten und mich mit Spott und Hohn zur Thür hinausweisen würde.

„Bist Du unwohl?“ begann endlich die Dame von Neuem, als sie ihre zärtlichen Exclamationen erfolglos wiederholt, ohne aus meiner zusammengeschnürten Kehle einen Ton hervorlocken zu können. Ich nickte in der Angst meines Herzens still mit dem Kopf.

„Um Gottes Willen, was ist Dir?“ — rief sie ängstlich, — „Louise bring Licht! — schnell“ —

Jetzt war der letzte Hoffnungsfunke geschwunden. Ich schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trocknen, und hatte schon den verzweifelten Entschluß gefaßt, aus der Thür zu stürzen, und im Sturmlauf das Haus zu verlassen, als plötzlich sich auf dem Corridor ein heftiger Wortwechsel vernehmen ließ.

„Louise! Amalie! Friedrich! Wie können Sie sich unterstehen, mein Herr! — Eine solche Unverschämtheit“ —

„Beruhigen Sie sich, Madame, ich versichere Sie, es ist ein Irrthum — entschuldigen Sie — ich verfehlte das Haus meiner Braut“ —

„Louise! ein Räuber — man will mich ermorden“ —

Immer besser, dachte ich in steigender Angst, indem eine dunkle Ahnung des Zusammenhangs in mir aufstieg. Wir waren aufgestanden und lauschten einige Augenblicke, als Schritte sich näherten, und plötzlich, o Entsetzen, eine Dame im leichten Negligee, mit einer brennenden Wachskerze eintrat. — Diese fürchterliche Kerze, o warum hat Prometheus das Feuer zur Erde getragen!

Die Dame war außer sich. Ihre Wangen glühten, ihr Busen flog.

„Dieser Mensch, Amalie — indem sie mit dem Licht zur Thür hinausleuchtete, und ich die Schritte eines Mannes näher kommen hörte — dieser Unverschämte — überfällt mich in meinem Zimmer“ —

Ich hatte mich leise in den Hintergrund des Zimmers begeben, und erwartete mit Resignation die Entwicklung.

Mein abenteuerlicher Genosse hatte sich unterdessen gänzlich genähert, und nachdem er noch einmal einige Worte der Enschuldigung eines Mißverständnisses versucht, hörte ich — die Erfüllung meiner Ahnung —

„Julius!“

„Amalie!“

Eine kurze stumme Pause — mir lief es eiskalt über den Nacken.

„Amalie! schämst Du Dich nicht! Also zu Dir wollte der junge Herr“ —

„Verzeihen Sie, liebste, beste, gute Tante — ich will Ihnen Alles, Alles erklären“ —

Nach einigen Präliminarien trat man ins Zimmer — das Licht fiel auf mein erbleichendes Antlitz — ein allgemeiner Ausruf des Entsetzens —

„Alfred!“ rief endlich der Fremde —

„Madame Gülden!“ rief ich in stiller Verzweiflung —

Endlich faßte ich Muth. „Vernehmen Sie,“ sprach ich, meine Entschuldigung — oder nein — eine Entschuldigung darf ich nicht wagen — aber meine Erklärung.“ Ich erzählte den bekannten Hergang.

„Und ich habe das Billet unter der Laterne verloren,“ ergänzte mein Freund Julius. „Ich hatte mich in meiner Ungeduld schon sehr früh eingefunden, das Billet wiederholt gelesen, in Gedanken fallen lassen, und war dann die Straße auf und ab geschlendert, um die bestimmte Zeit abzuwarten. Inzwischen waren Sie gekommen, hatten das Billet gefunden und“ —

„Mich allerdings etwas indiscret desselben bedient.“

„Später,“ fuhr mein Freund fort, „erschien ich, fand Louise nicht, suchte meinen Weg allein zu finden, und verirrte mich“

„Zur Tante, statt zur Nichte, mein Herr! Aber Ihnen, mein Herr Alfred hätte ich eine solche — Sie entschuldigen, unverschämte Frivolität nicht zugetraut!“ —

Ich küßte Mad. Gülden mit möglichster Grazie die Hand. Die Damen beruhigten sich, und nachdem alle Aufklärungen bis in's kleinste Detail gegeben, entfernten wir uns, nachdem Madame Gülden, die jetzt eine reizende Wittwe war, und die ich auf den Gütern ihres verstorbenen Mannes kennen und lieben gelernt hatte, mir die Erlaubniß gegeben, sie zu schicklicherer Zeit zu besuchen, und meinem Freunde versprochen hatte, für ihn und seine Geliebte beim Vormund ihre gewichtige Stimme geltend zu machen. B—i.

Hauswirthschaft.

Kartoffeln sehr schmackhaft zuzubereiten.

(Von dem Leseverein in Helmsdorf eingesandt.)

Die Kartoffeln welche bei uns recht gut gedeihen und wie überall, so auch hier in Menge erbaut werden, bilden, auf die verschiedenartigste Weise zubereitet, ein Hauptnahrungsmittel. Bei fast allen Landwirthen werden sie früh und Abends mit der Schaale im Wasser gekocht auf den Tisch gebracht, und nicht selten machen sie entweder als Salat oder Gemüse u. s. w. auch die Mittagsmahlzeit mit aus.

Da nun die Kartoffeln einen so wesentlichen Theil unserer Ernährung ausmachen, muß man fragen: Ist ihr täglicher Genuß räthlich und nicht Gefahr drohend für die Gesundheit? Als Antwort auf diese Frage haben unsere Besprechungen in dem hiesigen Lesevereine etwa Folgendes zu geben: Wer im Freien arbeitet und wenn es an Muskelbewegung nicht ermangelt, der wird bei täglichem Kartoffelgenuß doch einer blühenden Gesundheit sich erfreuen können. Gelehrten und eine sitzende Lebensart führende Personen ist dagegen häufiger Genuß von Kartoffeln immer nachtheilig; eben so auch kleinen Kindern. Wie die letztern von dem Genusse leicht die englische Krankheit bekommen, so die erstern Hypochondrie, Verdauungsbeschwerden, und sind es Frauenzimmer die Hysterie.

An Unverdaulichkeit beim Kartoffelgenuß muß man vorzüglich dann leiden, wenn die Kartoffeln im Wasser gekocht werden. Schon um des Geschmacks willen sollten wir alle unsere zu genießenden Kartoffeln ohne Wasser kochen. Wie häßlich riecht nicht das abgegossene Wasser. Welche Blähungen erzeugt dasselbe den Thieren, welchen man es etwa zum Getränk reicht. Wie schliffich und wässerig sind die im Wasser gekochten Knollen geworden. Kocht man aber dieselbe ohne Wasser, so verdunsten die schädlichen Stoffe, welche im Gegentheil theils das Wasser an sich zieht, theils in den Früchten zurückbleiben. Unausgewachsene Knollen, welche entweder von Frost oder von zu vielem oder zu wenigen Regen gelitten haben, sind immer schädlich. Das erfuhren wir recht deutlich in dem traurigen Jahre 1844, wo manches schöne Stück Kartoffelaussaat vom Froste zwei Mal heimgesucht wurde. Wer nicht eine starke Natur hat, bekommt von solchen Kartoffeln einen anhaltenden Durchfall, zumal wenn sie in Wasser gekocht wurden. Ohne Wasser zubereitet ist der Genuß der Kartoffeln gewiß minder schädlich, da sich üble Folgen nicht so sichtlich zeigen.

Wie ist aber bei der Zubereitung der Kartoffeln ohne Wasser zu verfahren? In hiesigem Orte, wo das Holz selten und theuer ist, haben viele Bewohner Sparöfen mit Kochmaschinen sich setzen lassen. Sind die Kartoffeln gewaschen und in den Topf gelegt worden, so stürzt die Hausfrau eine hölzerne Stürze, Deckel oder Brett darauf, damit der Topf umgewendet werden kann, ohne seinen Inhalt zu verlieren. Ist der umgestürzte Topf in der Maschine angelangt, so wird die Stürze darunter weggezogen und die Kartoffeln bleiben ungefähr eine halbe Stunde in der stark geheizten Maschine stehen. Ein lieblicher Geruch dampft uns beim Herausnehmen des Topfes entgegen und der Geschmack der Kartoffeln ist der Art, daß man leicht in Versuchung geräth, mehr als nöthig zu genießen. Geschält müssen die so zu kochenden Kartoffeln vor dem Kochen werden, weil sich sonst die Schaale nicht gut ablöst. Auch in gewöhnlichen Oefen ohne Maschine und auf dem Heerde kann man Kartoffeln ohne Wasser kochen. Man schält die rohen Knollen, thut sie in einen Topf, deckt diesen mit einer blechenen Stürze zu und stellt ihn umgekehrt in den heißen Ofen. Nur müssen in diesem Falle die Knollen bis eine Stunde lang am Feuer stehen, ehe sie weich werden, weil die Hitze nicht von allen Seiten gleich stark und so heftig als in der Maschine wirken kann.

Gießt man einen großen Topf zu einem Viertheil voll Wasser, läßt man sich in die Mitte einen eisernen oder blechenen durchlöcherten Einsetzboden machen und auf denselben die Kartoffeln legen, so daß sie nicht im Wasser befindlich sind, sondern nur, wenn der Topf am Feuer steht, das kochende Wasser seinen Dampf in den Topf verbreitet, so werden die Kartoffeln ebenfalls weit schmackhafter und gesünder, als nach der gewöhnlichen Weise im Wasser gekocht.

Wochenplauderer.

Das Hauptgespräch des Tages bildete in verflossener Woche die am 9. d. M. stattgefundene Eröffnung des **christkatholischen Gottesdienstes**, und die Anwesenheit des Pfarrers **Czerski** aus Schneidemühl. Die Zeitungen, und drei verschiedene Broschüren ,beschreiben die vorgekommenen Feierlichkeiten auf das Genaueste. —

Der Winter will uns immer noch nicht verlassen; und gängelt uns förmlich am Narrenseil; kaum schmilzt der Sonne Blick einen Tag das starrende Eis, so bringt uns schon der nächste Tag neue Kälte und neuen Schnee. Die Dächer hängen voll bedrohlicher Eiszapfen und manche unserer Straßen gleichen dem Chaos vor Erschaffung der Welt. Wenn man nun noch unsere treffliche Straßenbeleuchtung zur Nachtzeit dazunimmt, welche die Finsterniß erst recht sichtbar macht, so kann man an einen Gang zur Abendzeit nur mit wahrem Grauen denken!

Die Zeitungen brachten in vergangener Woche die Nachricht, daß sich in der Gegend des Oberschlesischen Bahnhofs eine Anzahl großer Trappen gezeigt hätten. Am 12. d. M. gelang es dem Scharfrichter, Herrn Schmidt, der in dieser Gegend Jagdpächter ist, 3 von diesen hier seltnen Vögeln zu schießen.

Chronik.

Eine amerikanische Zeitung macht in Betreff der — von ihr freilich ohne Inseratkosten gedruckten — Heiraths-Anzeigen, welche ihr zugesandt werden um Aufnahme zu finden, bekannt, daß sie dieselben in einen Winkel des Blatts verweisen würde, wenn sie nicht einen Hochzeitkuchen miterhalte. Je besser dieser, desto besser werde die Nachricht im Blatte sich ausnehmen, und lege man vollends ein Paar Handschuhe oder sonst etwas Angenehmes bei, so werde die Redaktion die Anzeige poetisch ausstatten. Habe aber der Redakteur selber der Hochzeit beigewohnt und die Ehre gehabt die junge Frau zn küssen, so werde er Alles aufbieten, was sein Kopf vermöchte, die Heirathsanzeige auf das Ausgezeichnetste in die Welt zu senden.

Ein Weinwirth zu Paris erstand durch Vermittelung eines Maklers von einem Weinhändler drei Faß Wein. Der Wein war bald verzapft, der Weinhändler aber bekam von dem Ertrage nichts, als ein Paar unbedeutende Abschlagszahlungen. Alle Erinnerungen an den Rückstand blieben erfolglos. Der Weinhändler stattete seinem Schuldner einen Besuch ab. Dieser überrascht, macht ein wunderliches Gesicht. Der Gläubiger aber redet ihm freundlich zu: „Ich weiß, Sie sind in Verlegenheit. Niemand will Ihnen Wein liefern, als gegen baare Zahlung. Ich bin nicht so mißtrauisch. Mein ganzer Keller steht zur Disposition. Nur die verwickelte Rechnung der Abschlagszahlungen kann ich nicht leiden. Also, wie viel Faß brauchen Sie jetzt?“ — „Fünf.“ — „Gut, die sollen Sie haben, und mit Bezahlung derselben sollen Sie nicht gedrängt werden. Nur bedinge ich mir aus, daß der Rest berichtigt wird.“ — „Ich nehme mit gerührtem Dank Ihren Vorschlag an; also fünf von dem Rothen, wie das letzte Mal.“ — „Morgen sollen Sie ihn haben!“ — Am folgenden Morgen erschien eine Fuhre mit fünf Faß, in Begleitung des Weinhändlers. Der Wirth bezahlte den Rückstand mit 210 Frs. und empfing nebst der Quittung eine Rechnung von 506 Frs. für weitere fünf Faß rothen Wein. Der Wirth beeilt sich seinen neuen Wein zu proben und bemerkte, daß es weiß aus dem Fasse lief. „Eine Verwechslung,“ dachte er. Er trank und schmeckte reines Wasser. Die anwesenden Gäste lachten und erklärten das Verfahren für eine gute und unschuldige List. Der Wirth aber meinte, wer am letzten lacht, lacht am besten. „Hätte der Weinhändler mir keine Rechnung gegeben, dann wäre ich angeführt. So aber ist er es.“ Er verklagte seinen Lieferanten, und dieser mochte sagen was er wollte, daß es ihm nur um Befriedigung seiner rechtmäßigen Forderung zu thun gewesen sei — die neue Rechnung über fünf Faß rothen Wein lag vor, die Ablieferung von Wasser statt Wein war erwiesen: also erkannte das Gericht, daß der Weinhändler betrogen habe, und verurtheilte ihn, in Betracht mildernder Umstände, zu einem Monat Gefängniß, 50 Frs. Buße und 100 Frs. Entschädigung für den Kläger. (Frkf. Cor.)

Der König hat dem Maler Cornelius in der neu zu errichtenden Straße auf dem Exercierplatz im Thiergarten einen Platz geschenkt, wo er sich ein Haus nach seinem Geschmack aufbauen lassen soll. Demnach ist erweislich, daß unter Friedrch Wilhem IV. die Kunst in Berlin Grund und Boden zu gewinnen anfängt, was ihr bisher noch immer nicht recht glücken wollte. Der Exercierplatz ist freilich sehr sandig, doch steht zu hoffen, daß Cornelius nicht auf Sand bauen wird. (Berl. Wesp.)

Den großartigsten Wintergarten wird Paris erhalten. Eine Gesellschaft will mit einem Actien-Kapital von 20 Mill. Frcs. einen Wintergarten erbauen, der das Palais Royal an Größe übertreffen soll. Er wird bedeckt, geheizt und mit den seltensten Blumen und Gewächsen ausgeschmückt. Zum Amüsement der Besuchenden werden große Reihen von Buden, Kaffeehäuser, Restaurationen, Tanz- und Concertsäle, ja sogar ein Theater eingerichtet werden. (Neuigk. B.)

Ein Dresdner Musikus fand im Gasthause zum „deutschen Hause“ in Leipzig in der Schublade 7000 Rthlr. in Staatspapieren, die ein früherer Reisender zurückgelassen. Der Eigenthümer ist noch nicht ermittelt. Sollte er sich nicht melden, so würde die Frage entstehen, ob die Summe dem Finder oder dem Wirth zustehe.

Uebersicht der am 16. März c. predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Amtspr.: Diac. Herbstein, 8¼ U.
Nachmittagspr.: S. S. Crüger, 1 U.
St. Maria Magdalena. Amtspr.: Diac. Weiß, 8¼ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ulrich, 1¼ U.
St. Bernhardin. Amtspr.: Propst Heinrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Sen. Krause, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: Past. Schilling, 9 U.
Nachmittagspr.: Exam. Friederici, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pred. Fischer, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Beyer, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Cand. Ueberschär, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Cand. Schmeißer, 7 U.
Nachmittagspr.: Eccl. Kutta, 12½ U.
Krankenhospital. Cand. Mörs, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Cand. Rembowski, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, 1¼ U.
St. Trinitatis. Pred. Ritter, 8½ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Pred. Kiepert, 12½ U.
Armenhaus. Cand. Räde, 12½ U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Kapl. Pantke.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.
St. Maria (Sandkirche). Amtspr.: Cur. Bargander.
Nachmittagspr.: Kapl. Lorinser.
St. Adalbert. Amtspr.: Kapl. Baucke.
Nachmittagspr.: Pfarrer Lichthorn.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch.
Amtspr.: Pfarrer Hoffmann.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seeliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: ein Alumnus.

Allgemeiner Anzeiger.

Theater-Repertoir.

Sonntag den 16. Februar, zum zweiten Male: „**Johanna d'Arc**,“ oder: „**Die Jungfrau von Orleans.**“ Romantische Oper in 4 Aufzügen von O. Prechtler. (Nach Schillers Tragödie.) Musik von P. Hoven.

Vermischte Anzeigen.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.